

Die Kirche und das soziale Problem : ein Vortrag

Autor(en): **Trautvetter, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **42 (1948)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-139103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

diesen Untergang zu verhüten, daß er notwendig ist, weil sie nur aus dem Grabe in verklärter und sieghafter Gestalt auferstehen kann.

Das wird uns immer unterscheiden vom bloßen religiösen oder weltanschaulichen Parteimann oder Parteistrategen, daß wir an seine Strategie nicht glauben, sie im Gegenteil mit Unbehagen und Beunruhigung beobachten, weil wir wissen, daß sie für jede gute Sache die allergrößte Gefahr ist. Der Parteimann steckt sich sein Ziel, berechnet die Sache und macht sie. Wir berechnen sie nicht und machen sie nicht. Wir glauben an sie und kämpfen für sie, jedoch unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Verwirklichung andere Wege gehen und anders aussehen wird, als wir uns vorgestellt haben. Wir handeln nicht nach Prinzipien oder Gesetzen, sondern wir geben dem Eingreifen, dem Wunder Gottes Raum. Dies können wir weder voraussehen noch einberechnen. An ihm aber hängt alles. Wir glauben an das Wunder Gottes, der sein Reich schafft, der es auch und sogar ganz besonders aus der Niederlage erstehen läßt. Damit bleibt, wo im übrigen der Rest allenfalls nur noch Heulen und Zähneknirschen ist, der Glaube Gewißheit und Kraft.

Otto Hürlimann.

Die Kirche und das soziale Problem

Ein Vortrag¹

Wenn sich die Kirche heute wieder stärker als es lange Zeit der Fall war dem sozialen Problem zuwendet, so ist zuerst eine formale (und doch mehr als nur formale) Forderung an sie zu stellen, nämlich die, daß sie sich vorgängig eine Prüfung ihrer Motive gefallen lasse. Sie wird dabei vielleicht schmerzlichen Fragen standzuhalten haben; das wird sie über sich bringen, wenn sie demütig genug ist, ihrer Schuld und ihrer Versäumnisse zu gedenken. Vorerst wird ihr sogar der so beleidigende Verdacht nicht erspart werden, daß ihre heutige Zuwendung zum sozialen Problem bloßer Opportunismus sei. Denn man wird darauf hinweisen, daß die Zeiten vorbei sind, wo es eine kühne und prophetische Haltung war, wenn man in der Kirche das Sehen des sozialen Problems forderte. Die Namen derer, die vor fünf und mehr Jahrzehnten zum Schauen dieser Dinge erwacht sind, leuchten – wenn nicht in der sichtbaren, so doch in der unsichtbaren Kirche. Sie waren Erschütterte mitten in einem noch unerschütterten Geschlecht, Sehende unter Blinden. Aber was bedeutet es heute schon, wenn wir diese Dinge ernst zu nehmen beginnen!

¹ Gehalten an der Tagung des Schweizerischen reformierten Pfarrvereins am 25. September 1946 in Romanshorn.

Wir wollen ja auch jetzt noch froh sein über jedes Erwachen, auch wenn es spät – tragisch spät – erfolgt. Aber wir müssen uns auf alle Fälle damit abfinden, daß unser heutiges Aufstehen nicht mehr sehr eindrucksvoll ist und daß es vielleicht nicht mehr viel zur Rettung der Kirche beizutragen vermag – wenn nämlich das Gericht kommen sollte über diese Welt und über alles, was sich allzu protestlos der vergehenden Gestalt dieser Welt angeglichen hatte. Ob trotzdem noch eine Möglichkeit der Hoffnung besteht – das ist nicht Menschen-Sache. Wir könnten ja allerdings Trost suchen in dem Gedanken, daß es sogar vor menschlichen Gerichten noch Hoffnung gibt, auch dann, wenn das schuldigsprechende Urteil nicht zu umgehen ist – in dem Falle nämlich, wenn der Schuldige seine Schuld erkennt und auf sich nimmt. So müßte also die Kirche mit dem klaren Bewußtsein ihrer Versäumnisse, ihres schuldhaften Schlafes und Todes, ihrer schuldhaften Anpassung an die Gestalt der ungerechten Welt in die kommenden Gerichte hineingehen, nicht aber handeln wie der Schuldige, der am Vorabend des Gerichtstages sich noch hastig um ein Alibi bemüht.

Vielleicht aber sind wir allzu voreilig mit dem Begriff der Schuld zur Hand gewesen. Als ob es schon eine nicht zu bezweifelnde Tatsache wäre, daß das gute Gewissen der Kirche gegenüber diesen Dingen erschüttert ist. So weit sind wir doch eigentlich noch gar nicht. Die Kirche wird selbstverständlich ihre menschliche Schwachheit zugeben; sie wird allerlei Versäumnisse, allerlei Untreue gegen sich selbst nicht bestreiten; sie wird eingestehen, daß sie gerade diesen Aufgaben gegenüber von Menschenfurcht und vom Gebundensein an irdische Vorteile nicht immer frei war. Aber – wenn gesagt wird, daß sie sich zu sehr auf das Rein-Religiöse, auf das Kirchliche und Theologische beschränkt habe, dann wird sie *diesen* Vorwurf auch heute noch mit merkwürdiger Ruhe ablehnen, mit größerer innerer Ruhe, als sie das vor einigen Jahrzehnten gekonnt hätte. Auch heute noch läßt sich die Kirche von denen, welche soziale Forderungen an sie stellen, nicht so leicht in die Defensive drängen, denn sie verfügt ja immer noch über jenes wesentlich stärkere Selbstgefühl, dessen Aneignung und Steigerung die für die letzten Jahrzehnte charakteristische Tatsache ist. Darum ist eine Besinnung über Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses kirchlichen Selbstgefühls notwendig. Daß in einer Zeit des Grauens und Entsetzens, in einer Zeit des Zusammenbruchs alles Menschlichen, in einer geistigen Katastrophe ohnegleichen die Kirche in geschwelltem Selbstgefühl dastehen konnte, ist immerhin verwunderlich. Daß sie sich reich fühlte inmitten geistiger Verelendung, gesund inmitten einer dahinsiechenden Christenheit, vermögend und besitzend, während die ganze Kultur des Abendlandes, die doch irgendwie vom Christentum mitgeformt – und für die das Christen-

tum darum auch verantwortlich ist – auf den Hund gekommen war –, das bedarf einer Erklärung. Entweder ist dieses Selbstgefühl der Kirche der Beweis einer unerhörten und höchst verwerflichen Desolidarisierung, eines völligen Fehlens des Gefühls der Mitverantwortung und der Mitschuld gegenüber der armen und verderbten Welt – oder aber es ist ein Beweis dafür, daß es der Kirche gelungen ist, mitten in dieser ganzen geistigen Hungersnot eine geheime Vorratskammer zu retten oder am Ende selber erst zu entdecken.

In der Tat, dieser Vergleich scheint die Sache irgendwie zu treffen, wenigstens so wie die Kirche selber sie sieht. In der unserer Epoche des Zusammenbruches vorangegangenen Zeit des Kulturstolzes schien es tatsächlich zeitweilig, als ob die Kirche vor leeren Vorratskammern stehe. Die Dinge verhielten sich also in Kirche und Welt gerade umgekehrt wie heute. In der Welt herrschte ein gesteigertes kulturelles Selbstgefühl, ein Rausch von Fortschrittsenthusiasmus, in der Kirche aber eine Art von theologischem Defaitismus und kirchlicher Kapitulationsbereitschaft, eine sehr kleinmütige, schwächlich- oder auch ehrlich-defensive Haltung. Als aber der Zusammenbruch der Kultur mit ungeheurem Krachen (mit dem Krachen des ersten Weltkrieges) begann oder vielmehr offenbar wurde – denn begonnen hatte er lange vorher und war auch von einigen lange vorher gesehen worden –, da schien es in der Kirche etwas von tiefer Selbstbesinnung zu geben. Und zwar ging diese Selbstbesinnung nicht etwa aus von händereibenden Pfäfflein, die sich des Zusammenbruchs der das Kirchtum konkurrenzierenden Kultur freuten, sondern von Mit-Erschütterten, die nebenbei auch wohl wußten, daß beim Zusammenbruch der Kultur das Gebäude der Kirche ebenfalls Risse bekommen hatte und vom Einsturz selbst aufs gefährlichste bedroht war, von solchen also, die vorerst gerade *nicht* von neu entdeckten geistlichen Reichtümern der Kirche redeten, sondern von Not, Armut und Verlegenheit und also eigentlich, wie Winston Churchill, nichts anderes verheißen konnten als «Blut, Schweiß und Tränen». So paradox es ist – das kirchliche Selbstgefühl hat mit dieser tiefen Verlegenheit und Armut seinen Anfang genommen. Nachträglich ist das kaum mehr zu verstehen, und es scheint fast unmöglich, von der Höhe der späteren Selbstsicherheit den Weg im Geiste wieder rückwärts zu verfolgen in jene dunklen, aber doch irgendwie mit Wahrheit gesegneten Tiefen, in jene Tiefen, über denen gerade um ihrer letzten Abgründigkeit willen der creator spiritus schwebte. Man hat diese Theologie, so wie sie damals war, als Theologie der Verzweiflung bezeichnet und sie dadurch vielleicht zu stigmatisieren geglaubt – aber was soll denn aus einer großen Not, wenn ihr wirklich ins Gesicht geschaut worden ist, anderes hervorbrechen als der Hilferuf eines Verzweifelnden? Auch wenn man einer Theologie das Zeugnis ausstellt, daß sie ein «typisches Nachkriegsprodukt» sei, so ist das nicht ohne weiteres ein degradierendes Urteil,

sondern es ist damit eher ein großer Vorzug zugestanden, nämlich, daß man es da nicht mit einer vom Leben losgelösten, blutleeren, rein intellektuellen Spekulation zu tun habe. Eine Theologie, die in einer Zeit der Krise, ja des Weltgerichtes nichts von Erschüttertheit an sich trüge, wäre im besten Fall ein kluges Kunstprodukt ohne jede innere Notwendigkeit und darum auch ohne die Kraft, Not zu wenden. Wenn aber eine Theologie von der Not auf den Plan gerufen ist, dann ist sie, wenigstens in ihren Ursprüngen, prophetischer Art.

Aber nun haben wir uns mit dem kirchlichen Selbstgefühl auseinanderzusetzen, und zwar deshalb, weil wir eine von den Realitäten, besonders von den sozialen und politischen Realitäten, innerlich beunruhigte, ja erschütterte Kirche fordern müssen. Und da scheint uns immer noch nichts so sehr im Wege zu sein als jenes Selbstgefühl. Der Weg von den prophetischen Ursprüngen der heutigen Theologie bis zu der Selbstsicherheit, die sich in gewissen von ihr ausgegangenen kirchlich-theologischen Gruppen heute geltend macht, scheint weit, und doch ist er in einer merkwürdig kurzen Zeitspanne durchlaufen worden. Es hat einem manchmal fast den Atem benommen, dem Tempo zu folgen, mit dem die Theologen von der Krise zur Sicherheit und von der Armut zur Gründung eines geistlichen Vermögens eilten. Sie hatten offenbar das Gefühl, daß nach den sieben mageren Jahren – oder es mögen sogar siebenmal sieben gewesen sein – nichts so nötig sei, als Vorratshäuser zu bauen. Aber – die Dinge lagen doch sehr anders als zu Zeiten Josefs in Ägypten. Was sie nämlich zu magazinieren gedachten, war das himmlische Manna, von dem sie hätten wissen sollen, daß es sich zur Konservierung und Vorratshaltung nicht eignet. Es ist ein tief bedeutsames, sehr ernst zu nehmendes und nie zu vergessendes Symbol, was da im Alten Testament von der Natur dieses Himmelsbrotes erzählt wird. Das ist in der Tat eine der wunderbarsten, aber auch unheimlichsten und unbequemsten Eigenschaften des göttlichen Wortes. Nur frisch, daß heißt in Unmittelbarkeit, gesprochen und frisch vernommen, hat es lebenspendende Kraft. Gleichzeitig ist es allerdings auch wieder wie das Weizenkorn, das man – nach dem Gedicht Gottfried Kellers – in einem Pyramidengrab, in der Hand einer Mumie fand – säte und goldene Frucht tragen sah. Keller schließt sein Gedicht mit der Frage:

«Wer hindert nun, daß wieder man entwinde
der Kirche Mumienhand, was sie verschloß,
das Korn des Wortes, neu es auszusä'n?»

Und das ist es ja, worauf wir hinauswollen, wir möchten das Korn des Wortes in den Acker des wirklichen Lebens säen.

– Einem Mißverständnis in bezug auf das Gesagte müssen wir noch vorbeugen, bevor wir unsern Gedanken weiter verfolgen. Wir meinen

mit den Vorrathshäusern nicht etwa einfach die Bücher, die innerhalb der Theologie und Kirche geschrieben wurden und werden, auch nicht die vielbändigen Dogmatiken mit «Mammutformat». Es wäre seltsam, wenn wir irgendwelcher großen Denkarbeit unehrerbietig begegnen wollten; das würde den Schöpfer des Menschen als eines denkfähigen Wesens (und zur Denkfähigkeit gehört sogar das Bedürfnis nach Systematik) wenig ehren. Dilettantismus des Denkens und bloße Improvisation ist nicht an sich lebendiger, ursprünglicher und frömmere als Systematik. In der bloßen Negation des Systematischen liegt noch keine Garantie des Prophetischen. Es ist nicht eo ipso gesagt, daß es sich in Dogmatikbänden im besten Fall um erstarrte Lava, um systematisierte Prophetie handle. Es kommt darauf an. Es kommt *darauf* an, ob und wie weit in diesen Büchern der ursprüngliche prophetische Ruf und Ton abgeklungen ist, ob er darin immer noch in jeder Zeile nachzittert und immer wieder einmal anschwillt, ob die Unruhe und Erschütterung immer wieder aus der Tiefe aufbricht, ob das Leben immer wieder zu allen Fenstern des Buchgebäudes hereinschaut, und ob der Baumeister schließlich sogar jederzeit bereit ist, sein Gebäude wieder bis auf den Grund abzuberechnen. An die sogenannte Verkündigung stellt jedermann die Forderung, daß sie eine weckende, auf-rüttelnde und, wenn es sein muß, erschütternde Sache sei. Es ist unseres Erachtens falsch, nicht genau dasselbe auch von den systematischen Theologien, den Dogmatiken zu verlangen. Denn sie sind ja nichts anderes als Verkündigung, wenn auch in anderer Form. Wenn wissenschaftlich-theologische Werke die Kirche und ihre Diener selbst-zufrieden, satt, hochmütig und geistlich reich machen, dann sind sie entweder schlechte Theologie, oder aber sie sind mißverstanden (wobei sie allerdings kaum je ohne eigene Mitschuld an ihrem Mißverstandenwerden sein dürften). Denn Mephisto hat recht in bezug auf die Theologie: «Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden, es liegt in ihr so viel verborgenes Gift, und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden.» Das Gift besteht darin, daß die wissenschaftliche Formulierung der ursprünglich prophetischen Wahrheit die Möglichkeit eines im tiefsten unreellen, nicht-existenziellen (um den Ausdruck Kierkegaards zu gebrauchen) Verhältnisses, eben einer illegitimen Inbesitznahme, einer rein intellektuellen oder ästhetischen Aneignung verschafft. Diese Gefahr ist in den wahrhaft lebendigen dogmatischen Werken auch nie verkannt worden, sie geben sich oft ganz verzweifelte (weil nicht sehr viel Erfolg versprechende) Mühe, sich gegen sie zu sichern. Darum liegt die Schuld nicht einfach bei ihnen, sondern in einer gewissen Tragik des menschlichen Wortes. Wir möchten darum betonen, daß wir bei unsern Hinweisen auf die theologische Gefahr nicht die Theologie als Denkarbeit, sondern die Theologie als menschliche Haltung meinen, dieses Surrogathaftes, diese Falschmünzerei, die aber – das mag als mildernder Umstand geltend gemacht werden – selber

nicht mehr weiß, daß es Scheingold ist, auf dessen ansehnlichen Besitz sie so stolz ist. Es gibt letzten Endes nur *ein* sicheres Mittel, um dieser Schuld oder Berufstragik – wenn Sie wollen – zu entgehen; sie besteht darin, daß wir immer wieder aus dem Tempel unserer Theologien, aus diesem Tempel der Worte hinausgejagt und den Stürmen des Lebens preisgegeben werden – wobei wir hoffentlich auch den schützenden Wortmantel in der Eile vergessen haben, damit all die Dinge und Worte, an denen sich unser Intellekt innerhalb des Tempels geweidet hat und über die wir vielleicht ästhetisch erschauert sind, wirklich an uns kommen, damit wir höchst realistisch erfahren, was «Beunruhigung» und «Spannung», was «Fragwürdigkeit» und «Erschütterung», was «Sündenbewußtsein» und vielleicht sogar etwas von dem, was «Kreuz» ist. Innerhalb des Wortgebäudes sind wir alle – wie Hiob vor der Prüfung – so «schlicht und recht, fromm und bieder und dem Bösen feind», aber man «taste unser Fleisch und Bein an», was gilt's, die Gefahr, daß wir «ihm ins Angesicht fluchen», wird größer sein, als wir je für möglich hielten. Wir haben fast zu viel Wissen um die beunruhigenden Dinge, die sich zwischen Gott und dem Menschen in realer Weise abspielen sollten. Ja dieses «Wissen um» – man könnte auf den Gedanken kommen, daß diese eigentümliche Redewendung nicht zufällig so großen Anklang gefunden habe, sondern, von uns unbeabsichtigt, etwas von einem Tatbestand vertrate, den wir uns verbergen, nämlich dies, daß es sich in Kirche und Theologie immer allzusehr um ein gedankliches Umkreisen der Sache handelt. Daß diese Gefahr *allen* Gedankengebilden anhaftet, nicht nur den systematisch ausgebauten Theologien, sondern auch den bloß loser gestalteten Gedankengruppen, muß uns klar sein, damit wir nicht auf andere mit Fingern zeigen, während wir im selben Spital krank sind. Die Heilung liegt in der Freiluftbehandlung.

In unserem Persönlichen findet ja die Berührung mit der heilsam ernüchternden Wirklichkeit des Lebens immer wieder statt. Ein leidlich ehrlicher Pfarrer wird durch die Erlebnisse mit seiner eigenen Person doch wohl häufig genug von seinen Studierzimmerhöhen und von den Ekstasen seiner Kanzelberedsamkeit heruntergeholt (die, nebenbei gesagt, so oft viel mehr Ekstasen einer gewissen künstlerisch-schöpferischen Art als einer eigentlichen Begegnung mit der Wahrheit, um von Größerem zu schweigen, sind). Heil uns, wenn wir Lebensnähe erfahren! – auch wenn sie manchmal scheußlich ist. Das «fortiter pecca» Luthers hatte vielleicht diesen Sinn, so gewagt es ist, die Lebensnähe der *Sünde* sozusagen als Therapie für die geistlichen Illusionen, dieses Krebsübel des Pfarrerlebens, zu empfehlen. Denn natürlich – quod licet Jovi non licet bovi; der Titanismus Luthers eignet sich nicht als pädagogisches Durchschnittsrezept. Es werden in unserem Leben von selbst genug Dinge passieren, die die nötige Desillusionierung bewirken und dafür sorgen, daß verschiedene Begriffe einer pessimisti-

schen Theologie für uns ein mehr als nur theologisches Interesse bekommen. Gott helfe jedem, daß ihm in solchen Stunden nicht nur Gericht und Verzweiflung begegne, sondern auch das andere, von dem wir nun aber lieber schweigen wollen. Noch einmal: im Persönlichen fehlt es nicht an erschütternden Begegnungen mit der Wahrheit, obwohl natürlich die theologische Lüge sich auch in die Seele des Einzelnen einfressen kann und immer wieder sein Innenleben zu verfälschen droht. Aber wir wollen ja heute gar nicht vom Einzelnen reden, unser Thema ist ja nicht die Seelsorge am Seelsorger, sondern von der Kirche haben wir zu handeln, von *ihren* großen Worten und Begriffen. An die Erschütterung des Einzelnen glauben wir, aber von der Erschütterung der Kirche haben wir noch nicht viel gemerkt. Ja es ist uns manchmal, als ob die Kirche mit ihren theologischen Reichtümern den Einzelnen um die Tiefe und Echtheit seines Erlebens brächte, mit ihrer – man möchte beinahe sagen – kalt servierten Gnade. Bei Jesus wurde sie nur immer für den Hungrigen heiß gekocht und dargeboten. Man verzeihe dieses unwürdige Gleichnis. Es hat den gleichen Sinn wie das vom nicht konservierbaren Manna.

Es muß uns bewußt sein, um wieviel es geht, wenn von der Kirche eine Zuwendung zum sozialen und politischen Neubau gefordert ist. Es muß uns bewußt sein, daß sie nicht von Menschen gefordert ist, und daß derjenige, der sie fordert, keine herablassenden und halbherzigen Konzessionen, sondern etwas will, was mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele und mit aller Kraft getan wird. Aber diese ganze Zuwendung zu diesen Dingen bedeutet für die Kirche nicht weniger als eine Revolution, einen Bruch mit ihrem bisherigen Denken. Denn für die kirchliche Vergangenheit war gerade das charakteristisch, daß sie die Zuwendung zu den sozialen Dingen als ein Herabsteigen empfand, ein gnädiges Herabsteigen von ihren ideellen Höhen in das Tief- und Flachland bloß materieller und praktischer Dinge. Diese eitle Selbsttäuschung ist das erste, was die Kirche jetzt zu durchschauen hat. Sie muß demütiger werden in bezug auf sich selbst und ehrfürchtiger in bezug auf diese sogenannten bloß ökonomischen Fragen. Denn hinter diesen erhebt sich die Frage nach der Gerechtigkeit, nach der Liebe, nach dem Erbarmen, während jene Höhen der Religion so oft keine *wirklichen* Höhen sind, sondern eben nur jenes allzu große und allzu sichere *Wissen* um hohe Dinge, der Besitz eines Systems der hohen Dinge, ein gestalteter Kultus der hohen Dinge und das Genießen dieses Kultus – und das alles wohl organisiert und last not least in sehr umsichtiger Art auf eine sichere finanzielle Grundlage gestellt, dabei auf einmal von keiner Innerlichkeit und Transzendenz gehemmt. Das ist die Religion. Und dieses Gebilde hat es bis heute immer wieder aus geistlichem Hochmut abgelehnt, sich mit ganzem Herzen und eindeutig für die soziale Gerechtigkeit und gegen den Krieg einzusetzen; auf alle Fälle hat sie eine Vorsicht

und Zurückhaltung in diesen Dingen walten lassen, die angesichts ihrer himmelschreienden Dringlichkeit unerträglich war. Wenn wir aber der Religion mit unserem ironischen Reden von ihren geistigen «Höhen» unrecht tun, indem wir über das Gute an ihr einfach hinweggehen, dann tun wir es um des Besseren willen, das von ihr gefordert ist, weil von ihr jetzt gar nicht dieses ihr Gutes gefordert ist, sondern etwas anderes. Wir könnten auch mit großer Bewunderung von der Religion reden. Wir könnten aus voller Überzeugung sagen, daß sie etwas vom Größten, Schönsten, Edelsten ist, was es überhaupt auf dieser Erde gibt, wir könnten sagen, daß in ihr Menschen Heiligstes erleben, der Wahrheit ihrer Existenz nirgends so begegnen wie in ihr, nämlich in Gericht und Gnade; wir wissen, daß in ihr mit der Schuld und mit dem Schicksal in seiner Tiefe gerungen wird, daß in ihr Kräfte der Todesüberwindung, des Glaubens, der Hoffnung und doch vor allem *auch* der Liebe aufgebrochen sind, ja daß ein Strom von Liebe von ihr ausgegangen ist. Aber wenn nun dieses einzigartig große Gebilde der Religion an der Ungeheuerlichkeit des Krieges und des sozialen Unrechts tatenlos vorübergeht (sie hat ja immer manches getan, aber eine *Tat* hat sie nicht getan), dann *müssen* wir diesem Gebilde Unrecht tun, dann *müssen* wir zynisch von all ihrem Großen reden; dann hat Marx ein göttliches Recht auf seinen Zynismus, so wie auch Amos und Jesaja mit ihrer zynischen Verhöhnung der Religion recht hatten. Ja, Zynismus ist seinem Wesen nach Verhöhnung des Erhabenen und Heiligen. Aber gerade das kann notwendig werden. Der Religion gegenüber scheint es nun einmal so zu sein, daß die Stellung zu ihr ein Hin-und-her-gerissen-Werden ist zwischen Haß und leidenschaftlicher Liebe. Manchmal hat man das Voltaire'sche «écrasez l'infâme!» auf den Lippen, und dann möchte man wieder im nächsten besten Kirchlein – vielleicht sogar in einem katholischen – niederfallen, und tut es wohl auch. Einmal drängt alles zum radikalen Bruch, zum förmlichen Kirchenaustritt, und dann wieder krampft sich einem das Herz zusammen beim Gedanken, daß man nicht «hinwallen darf in der Schar der Gläubigen zum Hause des Herrn». Ragaz, der in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens an keinem kirchlichen Gottesdienst mehr teilgenommen hat, hat mehr als einmal geäußert, daß er diesen Weg gehe, weil er ihn gehen müsse, aber daß er ihn manchmal als eine harte, ihm auferlegte und nicht leicht zu erfüllende Askese empfinde. Und wenn *wir* auf die ganze Praxis pietatis eines christlichen Hauses, eines Pfarrhauses im besondern, mit Tischgebet und Andacht, und auch auf Schulgebet und Versammlungsgebet verzichten, so ist es wiederum ein Weg, den wir nicht ohne starke Anwandlungen von Heimweh nach dem alten Weg gehen, aber nun einfach einmal gehen müssen. Es ist nichts als ein leider erst sehr negativer Hinweis darauf, daß eine ganz andere Praxis pietatis in der Welt geboren werden müsse.

Das Unheimliche an der Religion ist, daß sie nahezu das Höchste ist, daß sie an Gott streift, aber doch nicht Gott ist. Sie kommt Gott nahe, ist ihm ähnlich, aber im entscheidenden Punkt biegt sie von ihm ab, nachdem sie seinen Glanz usurpiert hat. Darum ist sie eine Dämonie und hat große Macht über die Seelen. *Darum aber steht der Kampf gegen sie im Brennpunkt der Geschichte* und ist der schwerste aller Kämpfe. Dieser Kampf ist das Zentrum der Bibel. Der Sinn des Kreuzes Christi ist der Kampf zwischen Gott und Religion.

Das Kreuz ist die Verneinung der Fleischwerdung Gottes. Denn *das* ist es, was die Religion ewig von Gott unterscheidet. Gott liebt die Welt und geht in sie ein in völliger Selbsthingabe. Die Religion aber liebt sich selbst und sucht ihr eigenes Leben und geht letzten Endes an der Welt doch vorüber. Wenn sie sich mit der Welt befaßt, ist es ihr nie *völlig* ernst. Sie kann sich nie von ganzem Herzen und in tiefster Freude dazu verstehen, daß Menschendienst Gottesdienst ist. Sie kann sich auch dort, wo sie sich freundlich zum Menschen neigt, eines Gefühls geistiger Herablassung nicht erwehren. Auch ihrer Caritas fehlt nie das heilig-egoistisch-klerikale Vorzeichen. Sie wird eine leichte Verachtung der Humanität nie ganz los. Sie kann sich nie völlig gleichsetzen mit dem Wort: «Was ihr einem der geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» Sie kann sich ihrer selbst nie entäußern und Knechtsgestalt annehmen. Sie kann nicht sterben. Sie will leben, sie will groß sein. Sie will «Herr, Herr» genannt werden, sie will «Rabbi» und «Vater» heißen auf Erden. Der Machtdrang in seiner ganzen dämonischen Natur wird immer wieder aus ihr hervorbrechen.

Deshalb können wir zu unserem Thema eigentlich nur das eine sagen: es handelt sich um die Bekehrung der Religion von sich selbst weg – hin zur Fleischwerdung. Die Religion muß in ihrem Selbst-sein-Wollen erschüttert werden und anfangen, nach dem Reiche Gottes zu trachten.

Dieser Kampf ist viel zu ernst, als daß er ruhig geführt werden könnte. Er kann nicht einmal gerecht geführt werden, wenn gerecht sein heißt, das Gute der Religion zuerst immer wieder anzuerkennen. Denn ihr Gutes ist ein Gutes innerhalb des Bösen. Es ist, wir sagen es doch noch einmal, unendlich viel Gutes innerhalb der Religion, aber es ist unmöglich, davon anerkennend zu reden, solange es in den falschen Rahmen des Ganzen eingespannt ist. Das ist der Grund, weshalb Christus die Religions- und Kirchenvertreter seiner Zeit so unerhört ungerecht behandeln mußte. Es ist doch nachgerade historisch einwandfrei festgestellt, daß die Pharisäer und Schriftgelehrten seiner Zeit keine Bande von Heuchlern und Lügnern, sondern fromme und ernste Menschen gewesen sind, wie der junge Saulus einer war. Aber sie alle sind Religionsmenschen gewesen! Und als solche sind sie *nicht* bereit gewesen, mit ganzem Herzen zur Welt, zum Bruder, zur Mensch-

lichkeit, zur einfachen (weder christologisch noch sonstwie tiefsinnig begründeten) Gerechtigkeit zu gehen.

Im Gleichnis von dem am Verwundeten vorübergehenden Priester und Leviten ist diese Sachlage in göttlicher Einfachheit, aber auch mit letzter Schärfe dargestellt. In diesem Gleichnis ist die radikale Revolution, das erschütternde Gericht über das Religionswesen vollzogen. Was da an der Menschennot vorübergeht, das ist die Religion, das ist die Kirche; eine bloß individualistische Deutung ist ja völlig absurd. Man überlege doch einmal, ob es im ganzen jüdischen Lande, vom Hermon bis zum Toten Meer auch nur einen einzigen Priester und Leviten gegeben hätte, der sich so verhalten haben würde. «Er sah ihn und ging vorüber.» Nein, jeder hätte Hand angelegt, auch der Bequemste, auch der Feigste, auch der Verträumteste und Versponnenste, auch der Unpraktischste und Weltfremdeste. Individuell verstanden wäre dieses Gleichnis eine üble Karikatur, ein so tendenziös und böswillig entstelltes Bild der jüdischen Religionsangestellten, daß es am besten in ein antireligiöses Museum der verflossenen bolschewistischen Gottlosenbewegung paßte.

Aber – so völlig daneben gegriffen die Darstellung des Gleichnisses erscheint, wenn man meint, es habe tatsächlich die Kirchenleute der damaligen Zeit in ihrer individuellen Eigenart schildern wollen, so verblüffend lebensecht und scharf getroffen ist es als Charakterisierung der Religion, des Kirchentums, der theologischen Haltung. Allerdings sind auch diese Gebilde mit der aufs Ganze und Wesentliche gehenden prophetischen Leidenschaft geschaut. Wer für diese Leidenschaft keinen Sinn hat, der wird auch bei dieser Deutung noch von Ungerechtigkeit reden, denn er wird sagen, daß auch Religion und Kirche nie einfach an der Not der Menschen vorübergegangen seien, weder damals noch heute, sondern daß sie je und je allerlei Schönes und Hilfreiches getan hätten. Aber – prophetische Kritik ist keine moralische und auch keine historische Kritik; sie wird vor dem Forum der Moral und der geschichtlichen Wahrheit *immer* maßlos und ungerecht erscheinen¹. Ja, die Religionen tun wohl immer etwas. Dennoch trifft sie das Gericht dieses Gleichnisses. Denn im Grunde genommen ist ihnen doch das Religiöse ewig wichtiger als das Menschliche, das Theologische wichtiger als das Gerechte und Humane. Sie haben im Grunde ein gutes Gewissen, wenn sie vorübergehen. Sie haben ein gutes Gewissen, wenn sie während grauenhaftester geschichtlicher Geschehnisse ihre kirchlichen Blätter mit «rein religiösen» und «erbaulichen» Dingen füllen, in ihren Synoden das Geschehen der Zeit in absoluter Weise ignorieren, sich auch durch die größten Katastrophen

¹ Eine ganz reiche, den religiös-revolutionären Sinn des Gleichnisses tief erschöpfende Darstellung gibt Leonhard Ragaz in seinem Buch über «Die Gleichnisse Jesu».

der Menschheit nicht in ihrer theologischen Arbeit stören lassen. Im Gegenteil, wenn sie sich verleiten und drängen ließen, von ihren rein religiösen Belangen abzuweichen, *dann* hätten sie ein schlechtes Gewissen. «Er sah ihn und ging vorüber.» Auf seinem Gesicht lag Stolz, als er vorüberging. Stolz darüber, daß er *seiner* Sache treu blieb. Wenn er sich je verleiten ließe, sich außerkirchlicher Unmenschlichkeiten anzunehmen, *dann* hätte er das Bedürfnis, sich vor seinem Gewissen zu rechtfertigen – vielleicht mit dem Hinweis darauf, daß jene Unmenschlichkeiten da und dort gedroht hätten, auch die kirchlichen Belange zu tangieren. Das alles hat mit moralischen Mängeln vorerst durchaus nichts zu tun; diese Menschen können bei alledem sehr charakternvoll und tapfer sein. Aber sie sind in der Sphäre der Religion befangen und daheim. Und diese Sphäre ist für sie eine Sphäre der Geborgenheit, der Ruhe, des Besitzes. Ist es wohl nötig, zu sagen, daß wir, wenn wir in diesem Sinne von Religion reden, nicht die echte Innerlichkeit des Menschen meinen, nicht die Realität seiner ihm als Einzellnem widerfahrenen Begegnung mit Gott in Gericht und Gnade, das in wirklicher Erschütterung vernommene Nein und Ja, und alles andere, was dem Einzellnem an persönlicher Gotteserfahrung zuteil werden mag. Wir meinen nicht sein Suchen und Fragen, sein Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit, sein An-die-Brust-Schlagen und sein Sich-Ausstrecken nach Hilfe, sein Seufzen und Rufen aus der Tiefe; das alles ist die existenzielle Begegnung des Menschen mit der Wahrheit, das ist Unmittelbarkeit, das ist nicht «von Menschenhänden gemacht», da ist keine Künstlichkeit, da ist einfach das Leben, wenn es aus dem Schein und Trug der Oberfläche zu seiner eigenen Tiefe und Wahrheit gekommen ist. Daß es auch hier Fälschung, Heuchelei, Schauspielerei und Imitation gibt, daß die Versuchung dazu gerade hier groß ist und von der «Religion» nur zu sehr gefördert und begünstigt wird, ist eine nicht zu leugnende Tatsache. Wenn aber jenes Erleben schlicht, echt, verborgen und demütig ist, dann haben wir noch nie gesehen, daß es den Menschen verhärtet, daß es ihn satt, stolz, geistlich-besitzend und pfäffisch macht, sondern dieser Mensch steht in der großen, jede Verheißung in sich schließenden, geistlichen Armut, Bewegtheit und Offenheit. Aber wir haben allerdings oft erlebt, daß aus all dem Religion gemacht wird, daß die Menschen dann nicht mehr Fragende und Bittende sind, sondern mit fertigen Antworten, mit ganzen Systemen und Theologien und Christologien bis zum Rande angefüllt sind. Dann aber ist alles ganz hoffnungslos. Nun sind sie hart, nun wissen sie alles, nun empfinden sie nicht mehr natürlich, nicht mehr menschlich. Nun reden sie nicht mehr, wie Menschen mit lebendigem Herzen reden, sondern ziehen nur noch Register der ach so gut registrierten geistlichen Orgel, in der keine Nuance fehlt – auch die *Vox humana* nicht, aber es ist auch nur ein Register. Nun wissen sie über alles Bescheid, über Krankheit und

Leiden, Schicksal, Tod. Nun sind sie nie mehr verlegen, nicht einmal über die Dinge, die für Gott selbst eine Verlegenheit bedeuten. Nun kann nichts mehr sie aus der geistlichen Fassung bringen, auch kein Krieg und kein Elend. Das alles hat ja längst seinen Platz in ihrem System. Nun kommen sie mit ihrem entsetzlichen Biblizismus, beruhigen sich und andere mit ihren Sprüchen, die aber eigentlich immer nur auf *einen* Ton gestimmt sind, auf den des Fatalismus, daß eben alles so sein müsse, daß es vorausgesagt sei und immer so bleiben werde. Niemals aber lesen sie etwas von Kampf und Protest und Hoffnung aus der Bibel heraus, und rechtfertigen darum tausendfach den Vorwurf, daß Religion Opium sei. In der Tat, diese Art von Religion ist besser dran als Gott. Gott leidet, aber die Religion triumphiert. Gott steht dem Dunkel gegenüber, die Religion aber ist ein System von allzu klaren Antworten. Das ist die Dämonie der Religion. Das ist der Grund ihrer Macht über die Seelen. Das ist die Erklärung dafür, daß die Menschen sich in der Religion geborgen fühlen und sich in ihr so wirksam gegen die Wirklichkeit des Lebens verschanzen. Ja, es gelingt der Religion, den Menschen auch gegen die Wahrheit seines eigenen Innern zu sichern. Im Munde der Religion verliert das Wort von der Sünde seine erschütternde und richtende Kraft. Es wird zur Entspannung, zur Beruhigung, zur Relativierung. Diese Gefahr haben unseres Erachtens Theologie und Seelsorge viel zuwenig beachtet und ernst genommen; darum sind sie selbst ihr in so verhängnisvoller Weise erlegen.

Es war für den Priester und den Leviten eine Stunde der großen Gnade, als ihr Weg sie an dem zerschlagenen Bruder vorüberführte. Sie sollten dadurch aus der ihnen zum Gefängnis gewordenen Burg ihrer religiösen Sicherheit befreit werden. Aber sie haben diese Stunde nicht verstanden, denn es war ihnen wohl in ihrem Gefängnis; sie wußten gar nicht, daß es ein Gefängnis war. In der Tat, das Leben ist unruhiger als die Religion; es enthält viel mehr Fragen als Antworten, viel mehr Armut als Besitz, viel mehr Hunger als Sättigkeit. Da ist nicht von vornherein Lohn und Erfolg in Aussicht gestellt; der Ruf Gottes ist nicht immer zuerst Verheißung, sondern zuerst Aufforderung, «auszuziehen aus Vaterland und Freundschaft», zuerst einmal nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten. Und jenes «zuerst» ist von ernstester Gültigkeit.

Wir könnten, wenn wir von der sozialen und politischen Aufgabe der Kirche reden, es durchaus auch in dem Sinne tun, daß in dieser Aufgabe, die der Kirche heute ohne ihr Zutun, einfach von außen her begegnet, ihr eine große Gnade widerfährt. Nur ist, wenn wir es so sagen, die Sachlichkeit gefährdet, die selbstvergessene Hingabe an die Sache, die Hingabe an den Verwundeten in jener absoluten schlichten Sachlichkeit des Samariters, *ohne* jede theologische und christologische Begründung. *Christus* muß da sein, aber keine Christologie; der Chri-

stus, der Fleisch werden will. Es kann sein, daß die Kirche, um sich zur Sachlichkeit zu erziehen, in diesen Dingen vorerst einmal eine Art theologischer Askese üben muß. Sie darf es der Welt nicht verdenken, wenn diese lange theologische und christologische Begründungen der sozialen Aufgabe der Christenheit als unernst empfindet, auch wenn sie an sich noch so tief und wahr sein mögen. Aber die Welt hat dabei nun einmal das Gefühl, daß der soziale Impuls sozusagen wieder theologisch verpufft. Es ist die Dämonie der Theologie, daß sie die Kräfte der Köpfe und Herzen an sich zieht und an Stelle der sachlichen Leidenschaft die theologische Rechthaberei setzt. Die Welt möchte endlich ein Wort zur Sache hören. Sie möchte hören, daß die Kirche einmal mit Vollmacht redet und nicht «wie die Schriftgelehrten»; die Vollmacht aber liegt in der unbedingten Sachlichkeit und Aktualität. Es kommt auf den Ernst und die Leidenschaft, auf die Echtheit und Tiefe der Erschütterung an und nicht auf die theologische Begründung. Wenn das nicht wahr ist, dann ist auch das Gleichnis vom Samariter nicht wahr, so wenig wie die Seligpreisung der «geistlich Armen». Wenn sich die Theologie des sozialen Problems anzunehmen beginnt, ziemt ihr vorerst eine gewisse Bescheidenheit. Denn sie ist ja nun einmal in diesen Dingen nicht vorangegangen, sie hat in diesen Dingen nicht die größte Leidenschaft bewiesen und nicht die größten Opfer gebracht. Das haben andere getan, allerlei Volk, das Gott aus allen möglichen profanen Regionen herzuggerufen hat, und manchen von diesen war es gegeben, ein vollmächtiges Wort zu dieser Sache zu sagen – und darum ist diesen gegenüber eine theologisch-christologische Schulmeisterei durch die so spät erwachte Kirche nicht am Platze.

Aber es ist auch sonst entscheidend wichtig, daß wir die soziale Leidenschaft und ebenso die Leidenschaft für das Recht und gegen den Krieg nicht durch die Vermittlung der Theologie bekommen. Nicht nur deshalb, weil zu viel des Besten davon unfehlbar an den Händen der Theologie hängen bleiben würde, weil wir dann die ganze Wärme unsers Empfindens, unseres Herzblutes leicht wieder nur den «theologischen Grundlagen» und wieder nicht der sachlichen Not des Bruders geben würden, sondern weil nur das Unmittelbare wahr und kraftvoll ist. «Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde»; Theologie ist kein Glaube, also ist, was aus bloßer Theologie kommt, Sünde. Dieser Syllogismus ist durchaus nicht lächerlich. Noch nie in der Geschichte hat die Theologie als solche irgendeine geistige Revolution oder Reformation zustande gebracht. Solche Dinge sind immer aus unmittelbaren Quellen gekommen, und das wird immer so sein. Wir müssen ein *direktes* Wort vernehmen. Ja wir gehen so weit, zu sagen, daß es sogar besser ist, wenn nicht einmal die Bibel die Vermittlerin ist. (Wer das als Geringschätzung der Bibel deuten will, soll es tun.) Wir ringen um die Unmittelbarkeit in diesen Dingen. Unmittelbarkeit ist aber nicht ein Privileg besonders begnadeter, prophetischer Men-

schen, sondern sie ist eine Sache der Umkehr zur Kindlichkeit. Wir müssen aus Gottes Hand leben, nicht aus dem Buchstaben und nicht aus dem Buch. Um des lebendigen und real gegenwärtigen Christus willen ist Unmittelbarkeit möglich.

Es steht schlimm um unser Verhältnis zu Gott und zum Heiland, wenn wir die Bibel nötig haben, um in bezug auf die sozialen Dinge und den Krieg beunruhigt und erschüttert zu sein und eine christliche Einstellung dazu zu finden. Diese Dinge reden vernehmlich genug zu uns, und wir haben längst keine Entschuldigung mehr, wenn wir sie nicht vernehmen. Es gibt eine Klasse von schwer Benachteiligten, ja von Enterbten unter uns. Das ist die Sache, die wir nicht mehr ertragen dürften, weil Gott sie nicht ertragen haben will.

Das Wort «Klasse» hat etwas Starres, wir geben es zu, und wenn wir es gebrauchen, ist es, als wollten wir Gegensätze und Trennungen verabsolutieren und verschärfen, die vielleicht in der Wirklichkeit nur relativ und fließend vorhanden sind. Der Klassengegensatz tritt vielen von uns in unsern schweizerischen Verhältnissen nicht in solcher Schärfe entgegen. Die Grenzen scheinen uns manchmal fließend geworden zu sein. Dem Proletariat werden bürgerliche Lebensformen in manchen Punkten bis zu einem gewissen Grad zugänglich, und auf der andern Seite gibt es auch bei dem Reichen eine relative Abhängigkeit, und seine wirtschaftliche Sicherheit ist weit davon entfernt, absolut zu sein.

Und doch ist die Klassenspaltung eine Tatsache und ebenso die Realität der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital. Wir sehen doch – jeder von uns – jeden Tag eine solche Armut vor uns, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Wenn wir es natürlich für selbstverständlich finden, daß wir und unsere Kinder gut gekleidet und beschuht sind und andere Leute und ihre Kinder schlecht oder wenigstens wesentlich schlechter; wenn wir es für selbstverständlich ansehen, daß wir in guten Quartieren, in gesunden und schönen Wohnungen leben und andere durch öde Straßen zu ihren öden Kasernen gehen und durch schmutzige Treppenhäuser in ihre sonnenarmen Wohnungen emporsteigen und vielleicht den Abort mit vier andern Familien gemeinsam haben; wenn wir es für selbstverständlich finden, daß unsere Kinder die Berufswahl nach ihrer Lust treffen können, auch wenn sie ein kostspieliges Studium wählen, während andere sich derartige Wünsche versagen müssen, es sei denn, sie seien bereit, Stipendien nachzujagen; wenn wir es in Ordnung finden, daß wir genügende Ferien haben, Reisen machen und etwas von der schönen und interessanten Welt sehen können, während andere, deren monotone Arbeit noch viel stärker nach Entspannung und Abwechslung schreit, das alles sich nicht oder nur in bescheidenstem Maße leisten können; wenn wir es selbstverständlich finden, daß wir unsere private ärztliche Behandlung, wenn es sein muß unter Beiziehung von Autori-

täten, haben und in den Krankenhäusern ein Privatzimmer beziehen, während andere in einem fortgeschrittenen Stadium der Tuberkulose sich zu Studienzwecken von Studenten auskultieren lassen müssen in dem großen Saal, in dem sie mit zehn andern Patienten zusammen sind, wenn das alles in Ordnung und normal ist, dann stammt das Gleichnis vom armen Lazarus aus einem abnormalen Empfinden, aus einer ungesunden Art, die «natürlichen Unterschiede unter den Menschen» zu betrachten. Wenn es aber recht hat, wenn die träge Gewöhnung unseres Schauens durchbrochen werden soll, dann müssen wir uns beunruhigen lassen. Wir müssen dann auch fragen: Wer sind denn die, denen von allen Gütern der Erde immer nur das Schlechteste zugeschoben wird, wie Paul Tillich einmal sagt, von den schlechtesten Straßen, Kleidern und Schuhen bis hin zu der schlechtesten Kunst und Wissenschaft? Wer sind die, die mehr oder weniger die Abfälle bekommen, die vom Tische der Bourgeoisie fallen? Es sind die, welche alles geschaffen haben. Sie haben die guten Wohnquartiere gebaut, in denen sie nie wohnen werden, sie haben die Villen mit allem Komfort installiert, sie haben die weichen Teppiche gewoben und geknüpft. Und sie haben all das für sie Unerreichbare beständig vor Augen. Ihr Weg geht durch die Straßen der Stadt, vorbei an den großen Schaufenstern; ihrer aber ist die Wüste, und das gelobte Land ist ewig nur für die andern. Nicht wir stellen die Dinge so demagogisch und hetzerisch zusammen, sondern das Leben selbst trägt den aufreizenden Charakter in sich.

Es käme darauf an, daß wir real im Leben stünden, dann würde Beunruhigung, Verlegenheit, Erschütterung und Zorn über uns kommen. Wir würden dann sehen, daß zu der materiellen auch die seelische, geistige und kulturelle Degradation hinzukommt. Sicher könnte es geistige Gegengewichte geben gegen jenes niederdrückende und verbitternde Gefühl, nur ein Prolet zu sein. Wir stellen uns vielleicht vor, daß sich in *uns*, wenn uns das Geschick in die proletarische Situation versetzte, ein trotziger Stolz erhöbe, mit dem wir unsere Menschenwürde dem blöden Urteil der Welt entgegenstellen würden, oder wir stellen uns vor, daß wir mit den innern Reichtümern der Seele die Odigkeit unserer äußern Existenz zu kompensieren vermöchten. Vielleicht wäre das dem einen oder andern möglich. Wenn aber nicht, ist es dann seine Schuld? Ist es seine Schuld, daß er die seelischen Hilfsmittel, zum Beispiel die Kirche, verloren hat? Mußte er sie nicht verlieren, weil sie ihn verloren gehen ließ, indem sie ihn nicht wirklich sah und verstand; sie hat auf alle Fälle allzu lange nicht verstanden, daß er nach Gerechtigkeit hungerte und nicht nach Almosen. Ihre Charitas hat dem Proletarier seine Degradation nur noch bewußter gemacht. Hingegen ein Atheist wie Marx hat dem Proletarier etwas von einem geistigen Gegengewicht geben können, weil er seine Situation wirklich geschaut hat. Das «Klassenbewußtsein», das er ihm gab,

war weit mehr als das Bewußtsein einer Interessensolidarität, es war das Bewußtsein, Träger einer historischen Aufgabe zu sein. Marx hat aus den verlorenen, degradierten Proleten eine Gemeinde mit einer Art von messianischem Bewußtsein gemacht. Aber hat nicht der noch unendlich Größeres gesagt über den proletarischen Menschen, der gesprochen hat: «Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!» Nicht zum Objekt der Wohltätigkeit hat er den Armen durch dieses Wort gemacht, sondern zu seinem Bruder.

Es erscheint uns nicht notwendig, daß wir noch im einzelnen von jener großen Aufgabe, die uns in dieser Stunde von Gott vor die Füße gelegt ist, reden, von der Überwindung des Krieges. In bezug auf die soziale Wirklichkeit mag es noch viel Blindheit und Schlaf unter uns geben, aber in bezug auf das Kriegsproblem sollte man meinen, daß das allgemeine Erwachen erfolgt wäre, wo wir doch unter der apokalyptischen Drohung der Vernichtung stehen. Schwer legt sich uns dabei nur die Frage auf die Seele, ob unser Erwachen nicht zu spät erfolgt ist, ob die Dinge nun nicht unaufhaltsam ihren Gerichtsweg gehen. Aber wir meinen, daß auch diese Möglichkeit, der wir ins Gesicht schauen *müssen*, nicht nur lähmend und versteinern auf uns wirken dürfe wie der Anblick des Gorgonenhauptes. Denn haben wir nicht auch ein anderes Zeichen aufgerichtet gesehen über unserer Erde? Um dieses Zeichens willen sind wir, trotz dem verzweifelten Ernst unserer Lage, doch nicht verurteilt, bloße Propheten des Unterganges, des «Nihil» zu sein. Um jenes Zeichens willen wissen wir, daß gerade die große Götterdämmerung unserer Kultur der Kairos sein kann; um dieses Zeichens willen reden wir nicht nur von Todesschmerzen, sondern von Geburtswehen, nicht nur vom Weltuntergang, sondern vom Kommen Christi.

Paul Trautvetter.

Georgien

Zum Gedächtnis eines vergewaltigten Volkes

Es gehört zur geistigen Verelendung unserer Zeit, daß sie die Zertretenen vergißt. Die seelische Kraft reicht ja nicht einmal mehr aus, sich über das Unrecht der Gegenwart zu empören, wie sollte man da vergangener Ruchlosigkeiten gedenken! Man muß sich abfinden. Man muß gewisse Güter, an deren Heiligkeit man einmal geglaubt hat, entschlossen abschreiben und darf ihnen nicht ewig nachtrauern. In unserer Zeit wird die Freiheit ganzer Völker abgeschrieben. Höchstens wenn man damit politische Geschäfte tätigen kann, «macht man in Empörung». Es gibt keinen elementaren Tyrannenhaß mehr. Wenn sich der Despot in die Farbe hüllt, die man selbst im Knopfloch trägt, dann sieht man ihm alles nach und stellt sich seiner Propaganda zur Verfügung.